

Nuevas ediciones

LOETSCHER, Hugo: *äs tischört und plutschins: über das Unreine in der Sprache - eine helvetische Situierung*. Vontobel-Stiftung, Zürich, 2000. 84 Seiten. Mit Illustrationen von Caspar Frei.

Einer, der versucht hat, sein eigenes Land zu entdecken, so stellte sich Hugo Loetscher 1984 in seiner «intellektuellen Visitenkarte» der *Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung* (Darmstadt) vor. Diese «Entdeckung» machte er in seinem bekanntesten Werk *Der Immune* (1975), indem er eine Gruppe Indios den Rhein hinauffahren lässt auf der Suche nach einem El Dorado in der Schweiz. Damit habe, so erklärte Loetscher später, sein Wunsch, eines Tages eine Art «Ethnologe des eigenen Stammes» zu werden, allerdings nur seinen Auftakt erlebt.

Im vorliegenden Essay *äs tischört und plutschins* macht Loetscher einen weiteren Schritt in der «Entdeckung» seines Landes. Diesmal im Hinblick auf die Sprachsituation in der Schweiz. Er greift damit ein Thema auf, mit dem er sich bereits 1982 unter dem Titel *How Many Languages does Man Need?* an der City University of New York auseinandersetzte und weiterführte in seinem Vortrag «Deutsche Ausdrucksweise welcher Art» am Zürcher Gesamtsymposium im März 1995. Wie die beiden Titel andeuten, stand für Loetscher die Idee des Plurizentrismus der deutschen Sprache von Anfang an zentral. Es handelt sich dabei um ein Thema, das in der Germanistik nach Arbeiten, wie *The German Language in a changing Europe* (1995) von Michael Clyne und *Nationale Varietäten des Deutschen* (1998) von Ulrich Ammon als selbstverständlich erfahren wird. Der Blick mit dem Loetscher sein Thema untersucht, erinnert stark an den eines Reisenden, der nach längerer Zeit wieder in seine Heimat eintrifft und das, was er hinterlassen hat, mit anderen Augen anschaut. Er vergleicht es mit dem, was er sonst in der Welt gesehen hat, und daher gelingt es ihm zu relativieren. So wie sein belletristisches Schaffen von Vielsprachigkeit und Mulattisierung —der Mischung von Sprachen, Genres, Kulturen und Themen— geprägt worden ist, weigert er sich auch bezüglich der Sprachforschung in einer engen, nationalen Tradition zu schreiben.

Das Stichwort seiner neuen Arbeit ist «unrein». «Unreine» Sprachen, «hybride» Sprachformen, das sind Ausdrücke, die man in der Linguistik zwar kennt, aber man benutzt sie —wenn sich überhaupt schon jemand die Zeit für solche Kulturbereiche nimmt— in Studien über die Karibik oder über Afrika, etwa wie das «Papiamentu» auf Curaçao oder das «Forró» auf São Tomé. Im Hinblick auf die Sprachsituation in einem Land wie die Schweiz ist ein solcher Blickwinkel allerdings neu. Es handelt sich dabei aber um eine Wende weg vom Eurozentrismus, die sich heute in allen Humanwissenschaften unaufhaltsam durchsetzt. Allerdings merken wir sogar bei Kritikerinnen wie Doris Bachmann-Medick, die diese Wende voll mitmachen und sich darin auch engagieren, noch Missverständnisse, was die Hybridität der Sprachen betrifft. In ihrer Einleitung zu dem ausgezeichneten Sammelband *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen* (1997) redet sie von den «gemischten» Kulturen in Indien oder Lateinamerika, deren Sprachen «aus einer Mischung verschiedener Sprache» bestehen (S. 16), ganz als ob die europäischen Sprachen «rein» wären. Sie sind es aber nicht und wenn man dies akzeptiert, wie Loetscher es im Hinblick auf die Sprachen der Schweiz tut, dann sind die Resultate einer solchen Untersuchung verblüffend interessant.

Indem er die Sprachsituation der Schweiz als «hybrid» darstellt, hat Loetscher die Möglichkeit, den Mythos der Schweiz als Sonderfall zu durchbrechen. So wird die Schweiz zu einem Land, das sich mit Sprachproblemen konfrontiert sieht, die sich kaum von denen anderer Länder unterscheiden lassen. Was uns Loetscher indirekt zeigen will, ist, dass man in der Schweiz nur deswegen so lange gemeint hat, man sei ein Einzelfall, weil die Sprachsituation anderer Länder entweder nicht zur Kenntnis genommen, oder nicht der gleichen Bedeutung beigemessen wurde. So deutet Loetscher daraufhin, wie sehr sich die deutschschweizerische Dialektik zwischen Hochsprache und Mundart der Situation des Arabischen ähnelt oder ferner, wie rasch falsche Vorstellungen gestrichen werden können, wenn man den schweizerdeutschen Diminutiv mit Diminutivformen im Russischen, im Portugiesischen oder im peruanischen Spanischen vergleicht.

Aber warum nennt Loetscher die Sprachsituation der Schweiz hybrid? Erstens hat es mit der Viersprachigkeit des Landes —nicht der Einwohner— zu tun, obwohl, wie Loetscher zu Recht wagt anzudeuten, das Rätoromanische zwar die vierte Landessprache ist, aber längst nicht die am viertmeisten gesprochene Sprache der Schweiz. Serbokroatisch, Spanisch oder Portugiesisch sind da qua Sprecheranzahl viel bedeutendere Sprachen. Zweitens bezieht es sich auf die Einflüsse aus anderen Sprachen, sogar, wie im Titel angedeutet, in der Mundart, wo Wörter wie «tischört» (T-shirt) und «plutschins» (Bluejeans) inzwischen geläufig sind. Diese hybride Sprachsituation, in der man ständig von der einen Sprache zu der anderen wechselt, äussert sich aber am stärksten in der deutschsprachigen Schweiz, wo der Alltag von einem ständigen Neben- und Ineinander von Hochdeutsch und Mundart geprägt ist: «Im Unterricht benutzt der Schüler ein Buch in Hochdeutsch, der Lehrer unterrichtet in Mundart wie in Hochdeutsch, in der Pausa wird er in Mundart mit den Schülern reden, und diese reden erst recht Mundart auf dem Pausenplatz. Selbst in einem väterländischen Verband wie dem Militär haben wir einen ständigen Wechsel: in

Hochdeutsch der Tagesbefehl, die Erklärungen dazu meistens in Mundart, der Funker ruft den Funker in Hochdeutsch, gibt aber unter Umständen die Nachricht in Mundart weiter.» (S. 28) Diese Spannung zwischen schweizerischer Umgangssprache und Hochsprache sei, so Loetscher, nur die Variante eines grundsätzlicheren Problems, das weder mit einer Ideologisierung der Mundart noch mit der Orthodoxie-Diktatur der Hochsprache beizukommen sei.

Dieses «grundsätzlichere Problem» ist gerade die Hybridität, die den lebendigen Sprachen per Definition eigen ist. Ganz im postmodernistischen Sinne, verknüpft Loetscher daher das Unreine in der Sprache mit einem Akzeptieren der individuellen Freiheit: «Das Unreine als das Individuelle innerhalb einer akzeptierten Kommunität, wobei Individualität ebenso eine Einzelperson sein kann wie eine soziale Schicht, eine Region so gut wie ein historischer Moment.» (79)

Dass sich Globalität und Regionalismus nicht unbedingt ausschliessen müssen, sondern einander auch ergänzen können, zeigt seine Diskussion über schweizer Mundart in einem internationalen Kontext. Sein ständiges hin und her Hüpfen zwischen dem Eigenen und dem Fremden, Loetschers grosse Belesenheit und sein ironischer Schreibstil macht aus diesem linguistischen Thema ein Essay, das sich fast wie die Geschichte eines grossen Abenteuer liest; ein Abenteuer, das Sprache heisst.

In ihrem Roman *The Last Generation* (1992) schreibt die Chicano-Schriftstellerin Cherrie Moraga zum Thema «Entdeckung»: «Die einzige Entdeckung, die wir jetzt noch machen müssen, ist unsere eigene Wiederentdeckung als Mitglieder einer globalen Gesellschaft» (S. 174). Mit diesem Essay gibt Loetscher ein einzigartiges Beispiel dafür, dass wir tatsächlich zu vielen neuen Ansichten kommen können, wenn wir nur akzeptieren, dass die wahre Entdeckung des Eigenen über die Anderen läuft.

Jeroen Dewulf